

Ein sexuelles Porträt?

Cihangir Gümüştürkmen

*Cihangir Gümüştürkmen stammt aus der türkischen Hafenstadt Izmir und lebt seit 1977 in Berlin. Cihangir arbeitet genreübergreifend. Sein künstlerisches Schaffen erstreckt sich von Malerei und Objektgestaltung über Fotoarbeiten bis hin zu Performance. Sein Debüt gibt Cihangir 1993 mit Transformation, Bildern von Drag-queens. 1999 überrascht der Künstler mit PUMPS 2000, bizarren Schuhplastiken aus Keramik, Blech, Spitze, Perlen, Lego-Bausteinen und Nudeln. Erstmals arbeitet Cihangir 2010 mit großflächigen Fotocollagen, die er mittels Leuchtkästen unter dem Titel Headscarf präsentiert. In den Jahren 2014 bis 2020 entsteht die neue Serie Ecnassianer – Bilder in Acryl mit Spiegelfolie auf Leinwand. Cihangir negiert die Gesichter bekannter Renaissancewerke, indem er das Zentrum des Bildes durch eine Spiegelfolie ersetzt, wie zum Beispiel bei da Vincis Dame mit Hermelin und Botticellis Geburt der Venus. Dadurch sieht sich der Betrachter im Zentrum des Bildes selbst – Betrachter und Raum werden durch die Reflexion ein Teil des Werkes. In seinen aktuellen Arbeiten verwendet der Künstler Fotos aus verschiedenen Epochen in Fotocollagen. Diese Fotocollagen werden dann in Öl auf Leinwand gemalt. Er bedient sich dabei nicht nur aus seinem eigenen Familienalbum und malt sich als Kind (My doll) oder seine Mutter und Tante tanzend auf einem See in den 60er Jahren in Izmir (Dancing on the lake). In den aktuellen Arbeiten der Serie Persona beschäftigt sich der Künstler mit Künstler*innen, die in Berlin leben und arbeiten. Die Künstler*innen kommen aus allen Genres: Schauspiel, Comedy, Literatur, Malerei usw. So entstehen Porträts von Künstler*innen wie Georgette Dee, Salomé, Zazie de Paris und vieler anderer.*

Das erste Mal kam ich in den Schulferien nach Berlin – das war im Sommer 1975, mit meinem jüngeren Bruder. Hergezogen und hier in die Schule gekommen sind wir dann 1977. Wir wohnten damals in der Demminer Straße in Wedding, nahe der Mauer, unweit der Bernauer Straße. In der Bernauer Straße konnte man noch die Gardinen an den zugemauerten Fenstern direkt an der Mauer sehen. Ich war zwölf Jahre alt und sprach kein Wort Deutsch.

Mein Bruder und ich kamen in die sechste Klasse der Demminer Grundschule. Meine Mutter wollte, dass wir zusammen in die Schule gehen. Dadurch verlor ich ein Jahr. Zudem war auch unsere Klasse eine türkische.

Der Klassenlehrer und auch die Englischlehrerin waren Türken – sie sprachen auch mit uns Türkisch. Nur unser Deutschlehrer war ein Deutscher, und der hatte es nicht leicht mit uns. Im Februar 1978 zogen wir nach Charlottenburg-Nord, nach Siemensstadt. Wir kamen in die Schlesien-Oberschule. Die Klasse war gemischt, und ich war froh, Deutsch zu lernen. Unser Englischunterricht wurde gestrichen – wir kamen in einen Deutschkurs mit anderen Ausländerkindern. Meinen Schulabschluss machte ich 1982.

Inwieweit Berlin für meine Sexualität eine Rolle gespielt hat, kann ich nicht beurteilen, da ich, wie wir Berliner sagen, westdeutsche Lebenswelten nicht kannte. Für ein Gastarbeiterkind ist es wahrscheinlich noch schwieriger gewesen, seiner Familie mitzuteilen: Hey Leute, ich bin schwul. Schön und gut, ich wusste nichts von Orten, an denen man sich mit Gleichgesinnten treffen konnte. Später, mit 18, haben mich die schwulen Bars und Cafés aber auch nicht interessiert. Ich fand es merkwürdig, in ein Café zu gehen, in dem nur Männer waren. Das war langweilig. Wo waren die Frauen? Auch heute ist es so, wenn ich zu einem Geburtstag von einem schwulen Freund gehe und dort nur Männer sind, dann langweile ich mich.

Ich glaube, es war 1983, als ich das erste Mal ins *Metropol* am Nollendorfplatz ging. Das war schon genial – die Größe hat mich fasziniert. Ein altes Theater, wo in der oberen Etage noch teilweise die originalen Sitze standen, die mittlerweile kaputt waren. Unten tanzten halbnackte Männer auf Rollschuhen und mit Weihnachtsbeleuchtung auf dem Kopf – von New Wave angehauchte Männer und Lederkerle. Divine stöhnte aus den lauten Boxen – meine Musik war es nicht. Auch war es damals nicht meine Welt. Es kam mir alles sehr fremd vor.

In der Martin-Luther-Straße in Schöneberg gab es das *Querelle*, eine Tanzbar. Dort konnte man samstags tanzen gehen. Berlin war nicht so überfüllt – irgendwie kannte jeder jeden. Also ging man mit Freunden tanzen, und man konnte auch mit jemandem flirten und neue Leute kennenlernen. Aber One-Night-Stands waren nicht so mein Ding.

Nach der Schule wollte ich Modedesign im *Lette Verein* studieren, aber mein Abschluss reichte nicht aus. Nur weiter in die Schule wollte ich auch nicht gehen, da ich die Schule sehr langweilig fand. Am Ernst-Reuter-Platz gab es ein Berufsinformationszentrum – ich glaube, das gibt es immer noch. Dort schaute ich mir Alternativen auf VHS-Kassetten an. Was mich am meisten ansprach, war Maskenbildner beim Theater oder Film. Eine Friseurlehre war damals Voraussetzung, da man Perückenknüpfen lernte,

was heute abgeschafft ist. Wie dem auch sei, ich hatte eine Ausbildungsstelle bei *Hairfriends* in der Wielandstraße 30, unweit des Ku'damms. Das war ein cooler Laden – flippig, poppig. Wir hatten viele Kunden aus den Geschäften am Ku'damm und Olivaer Platz.

Ich war 17 und sah alles mit einer rosaroten Brille. Das Berufsleben bedeutete auch Freiheit. Durch die neuen Freunde habe ich mich nach und nach auch äußerlich verändert. Meiner Mutter bereitete das viele Sorgen, und als ich mit 19 von zu Hause weg wollte, gab es viel Stress. Aber ich konnte mir sowieso keine eigene Wohnung leisten. In den 80er Jahren herrschte in Berlin große Wohnungsknappheit. Sogar Studenten wurden in Sporthallen untergebracht. Es wurde kaum gebaut. Die meisten zogen die ganze Zeit von einer Wohnung zur nächsten, in der Hoffnung, die Traumwohnung zu finden. Ich bin in drei Jahren viermal umgezogen, von WG zu WG und dann in teure Wohnungen. Ich habe damals jede Wohnung fast grundsanziert.

1983 gab es ein Riesenevent im *Metropol*: Es waren mehr als fünfzig Secondhand-Boutiquen, die eine Modenschau organisierten. Dazu sollte man vielleicht sagen, dass in dieser Zeit Secondhand-Klamotten in Berlin ziemlich angesagt waren. Bei diesem Event lernte ich auch Brit Kanja kennen, die dort als Model lief. Ich eilte nach der Modenschau zu ihr, da ich unbedingt wissen wollte, zu welcher Musik sie performte. Sie lächelte mich an und sagte mit ihrer sanften Stimme, die ist von Yma Sumac. In der Taubentzenstraße an der Gedächtniskirche gab es damals den Plattenladen *City Music*. Dort kaufte ich gleich am nächsten Tag meine erste Yma-Sumac-LP, *Mambo*.

Berlin war grau und langweilig. Noch langweiliger waren die Klamotten und Schuhe für Männer. Das kann man sich heute bei dieser Vielfalt nicht vorstellen. Es gab viele Secondhand-Boutiquen in der Goltzstraße und auch viele Antiquitätengeschäfte. Wo heute das *Café Golzo* ist, verkaufte damals eine ältere Frau Herrenschuhe aus den 50er Jahren aus Spanien. Ein Freund, der diesen Laden später als Café mietete, erzählte mir, dass der Keller noch voll mit den alten Schuhen war. Am günstigsten konnte man Klamotten (Kilopreis: acht D-Mark) in der *Garage* kaufen. Den Laden gibt es heute immer noch in der Ahornstraße 2, nahe Nollendorfplatz. Ich kaufte meistens alte Jacken und schneiderte mir daraus Bolerojäckchen. Bei *Leder-Adelt* in der Joachim-Friedrich-Straße 41 konnte man nicht nur Leder, sondern auch Kofferverschlüsse und Metallnieten kaufen. So konnte ich mir eigene Gürtel mit Kofferverschlüssen machen. Damals gab

es viele kreative Leute in Berlin, viele von ihnen gingen Ende der 80er Jahre nach Barcelona.

Einmal wollte ich eine rote Jeansjacke. Die gab es natürlich nicht zu kaufen. Also färbte ich sie mir selber. Ich wurde immer wieder angesprochen, wo es diese Jacke zu kaufen gibt.

Einmal sollte mein Chef bei *Hairfriends* meinen Haarschnitt korrigieren. Stattdessen aber verpasste er mir einen Haarschnitt, den ich nicht wollte – ich war sauer. Also beschloss ich, meine Haare wachsen zu lassen. Ich rasierte mir einmal in der Woche die Seiten auf zwei Millimeter und band mir die langen Haare als Pferdeschwanz hinten fest zusammen. Dazu ließ ich mir lange schmale Koteletten wachsen. Irgendwann gewöhnte ich mich daran, dass die Leute mich in der U-Bahn anstarrten. Am Kottbusser Damm sprachen Türkinnen locker über meine Frisur auf Türkisch miteinander, da sie sich nicht vorstellen konnten, dass ich ein Türke war und sie verstand. Als ich mich umdrehte und auf Türkisch fragte, ob ihnen meine Frisur nicht gefällt, waren sie geschockt. Ihre Kinnladen fielen runter, und sie versuchten sich zu entschuldigen. Manchmal waren es auch die mir in der U-Bahn gegenüberstehenden jungen Türken, die sich frei über meine Frisur unterhielten. Einer sagte sogar, dass er sich den Kopf abhacken würde, wenn er so eine Frisur hätte – ich versuchte nicht zu lachen. Es machte sehr viel Spaß, die Leute zu schockieren. Damals war es noch eine Rebellion gegen die Spießer. Heute tragen die Spießer diese Frisuren. Der Zauber ist weg.

Manchmal kamen beim Ausgehen auch Leute auf mich zu und fragten, ob die schmalen Koteletten angemalt oder echt sind. Es wurden auch Fotografen auf mich aufmerksam – und ja, ich modelte ein wenig. Ich fand mich nie schön oder gut aussehend. Ein Freund sagte mal zu mir, dass ich nicht schön sei, aber ein interessantes Gesicht hätte. Gut, ein interessantes Gesicht war mir auch lieber, denn schön wollten wir nicht sein, und anderen wollten wir auch nicht gefallen.

Wollten wir hip sein oder waren wir hip? Entweder man gehörte dazu oder nicht. Die, die nicht dazugehörten, standen vorm *Dschungel*, wir waren drinnen. Ich liebte Berlin bei Nacht, wenn ich mit dem Taxi nach Hause fuhr. Dann war es schön, weil man vieles Hässliches nicht sah. Trotzdem hatte man seine Lieblingskieze. Kreuzberg war allerdings nicht so mein Ding. Die Oranienstraße kannte ich noch aus meiner Kindheit, da meine Mutter mit uns in der Nähe einkaufen ging und eine Punkerin uns ansprach, weil wir Türken waren. Wer hätte gedacht, dass ich 1985



Abb. 3: Cihangir (Mitte) – Foto an der Mauer, 1984/85. Foto: Alfred Steffen.



Abb. 4: Cihangir in der U-Bahn, 1980er Jahre. Foto: Alfred Steffen.

mit Gérôme Castell meine erste Wohnung in der Kottbusser Damm 101 beziehen würde. Meine Versuche, ein Zimmer in einer WG oder eine eigene Wohnung zu finden, scheiterten nicht nur wegen meines türkischen Namens. Ich war noch in der Lehre und hatte wenig Geld. So musste ich bis zu meinem Abschied im Sommer 1985 warten.

Meine Kollegin Simone erzählte mir von ihrer Freisprechung als Friseurin, dass sie ein knallrotes Kleid trug, weil sie das Ganze so spießig fand. Das fand ich gut. Also zog ich mir meinen neuen selbstgenähten weißen Anzug mit 30-Zentimeter-Schulterpolstern und Kofferverschlüssen an und fuhr mit der U-Bahn zum *Prälat Schöneberg* in die Hauptstraße. Ich wurde wie ein Alien angeschaut. Heute ist das der Lagerraum von Lidl, nachdem der Veranstaltungsort über 25 Jahre wegen Asbest leer stand. Wir mussten in der Mitte im Parkett des Saals sitzen und warteten darauf, aufgerufen zu werden. Dann stand man auf und ging allein nach vorn. Das Ganze dauerte sehr lange und war sehr langweilig. Als ich an die Reihe kam – mit der Bemerkung »Oh, jetzt kommt ein schwieriger Name« – stand ich schon auf, bevor mein Name genannt wurde. Da tobte der ganze Saal. Es war unglaublich: Es wurde gejubelt und gepfiffen. Ich war sprachlos, aufgeregt, aber ich blieb cool. Es sah so aus, als ob die meisten froh waren, dass es Leute wie mich gab. Waren wir mit unseren Outfits und Frisuren zukunftsweisend? Anscheinend, wenn ich jetzt die Kinder oder Enkel der TüRKinnen sehe, die mich damals kritisierten und über mich schockiert waren. Nun sind es ihre Kinder, die meine Frisur von vor 35 Jahren tragen. Zuerst wirst du für das Neue angespuckt, aber in ein paar Jahren machen sie es dir nach.

Wir gingen selten in *Toms Bar* oder andere Bars und Clubs, die einen Darkroom hatten, eher ins *SchwuZ* zum Tanzen, das war, glaube ich, 1985 in der Kulmer Straße in Schöneberg. Tanzen war schon immer meine Leidenschaft gewesen. Mich hat Sex, ohne zu flirten, mit jemandem im Dunkeln nicht interessiert. Ich habe das nie verstanden, dass man einen Menschen auf seine Sexualität reduziert. Ich denke, es spielt immer eine Rolle, was für Freunde und Interessen man hat.

Ich ging meistens mit meinen Freunden in den *Dschungel* in der Nürnberger Straße. Später erfuhr ich, dass nicht jeder reinkam. Wir kamen durch den Türsteher Marc Brandenburg immer hinein ins Vergnügen. Nach dem *Dschungel* gingen wir ins *DNC (Damaschkes Nachtclub)* in der Damaschkestraße in Charlottenburg. Ich glaube, der Eintritt kostete fünf D-Mark. Die Tanzfläche war nicht groß, aber damals waren die Clubs eher

klein. Manchmal landete ich auch im *Cri du Chat* in der Joachimstaler Straße am Zoo. Der Club war aber meistens leer, oder ich ging zu früh hin?

Irgendwie hatte alles so seine Zeit. Man wusste, wann und wohin man geht. Und manchmal lag man falsch mit der Zeit. Es war am 1. Mai 1987. Ich hatte Besuch aus Nürnberg, und wir wollten ausgehen. Wir machten uns auf dem Weg zum *BeeHive* in Kreuzberg. Der Club befand sich in der Eisenbahnstraße/Ecke Wrangelstraße. Wir mussten bereits am Kottbusser Tor die U-Bahn verlassen. Ich ahnte noch nicht, dass bereits viele Straßen abgesperrt waren. Wir liefen die Skalitzer Straße zu Fuß weiter. Uns kamen schon bald viele Menschen entgegen, die von der Polizei verfolgt wurden, und auf einmal waren wir mittendrin und mussten uns in einem Hauseingang vor der Polizei verstecken. Und so musste ich mir anschauen, wie der Supermarkt *Bolle* am Görlitzer Bahnhof abbrannte.

Man traf sich viel öfter mit Freunden. Manchmal klingelte man auch ohne Voranmeldung an der Tür und machte dann was Spontanes. In einem Jahr waren wir Silvester mit einem VW Käfer die ganze Nacht von einer privaten Party zur anderen unterwegs – lustig war es immer, besonders dann, wenn wir an der Tür klingelten, die Leute aber schon längst im Bett waren. War das Freiheitsgefühl damals besser als heute, oder liegt es an der Jugend oder an Berlin?

Ich glaube, es war der *Stern*, der 1983 zum ersten Mal über den Tod von Klaus Nomi berichtete, der an HIV starb. Es war irgendwie nicht real, man konnte es ja nicht sehen, wie die Katastrophe 1986 in Tschernobyl. Ich erinnere mich, wie sie im Radio sagten, wir sollen unsere Schuhe mit Wasser abspülen und draußen lassen. Die meisten radioaktiven Niederschläge gab es im Bayerischen Wald, der bis heute noch verseucht ist, wo Wildschweine immer noch entsorgt werden. Aber darüber redet kaum noch jemand. Auch wir waren die armen Schweine – wir waren die Menschen, die die unsichtbare Seuche hatten. Da die ersten Todesfälle bei Homosexuellen auftraten, waren wir noch mehr geächtet als vorher. Mein Freund und Arbeitskollege Jürgen, den wir auch Melitta nannten, war der erste Freund, der krank wurde. Jürgen kam, besser gesagt, floh aus Hannover (wir scherzten mit dem Wortspiel Hangover). Jürgen trug ein Schachbrettmuster als Frisur und war einer der besten Friseure, die ich kannte.

Nach acht Monaten WG mit Gérôme Castell zog ich in die Hornstraße 5 in Kreuzberg zu Jürgen. Es war eine dieser großen Altbauwohnungen in der vierten Etage. Jürgen hatte einen sehr guten Geschmack, so war die Wohnung in Art déco und im Bauhaus-Stil eingerichtet. Leider musste

ich nach ein paar Monaten wieder aus der Wohnung ausziehen, weil er sich durch die Krankheit veränderte. Jürgen starb Ende August 1987 im AVK (Auguste-Viktoria-Klinikum). Ein paar Jahre später ging ich wieder ins gleiche Klinikum, weil ein anderer Freund krank war. Dort, wo Jürgen fast noch allein gelegen hatte, waren nun viele schwule Männer – im Raucher-raum war die Hölle los. Es war ein sehr beklemmendes Gefühl, als ich nach diesem Besuch in das *Andere Ufer*, ein schwules Café in der Hauptstraße, ging. Da waren sie alle so vergnügt und fröhlich – das war alles so grotesk.

Es wurde viel weggeschaut und ignoriert, und so sind viele Menschen, die ich kannte, bis Ende der 90er Jahre an HIV gestorben. Mein lieber Freund Mario Marino starb 1994. Er versuchte mich immer wieder zu überreden, mit ihm in die *Apollo Sauna* zu gehen. Schließlich brauche ich ja auch Sex, so waren seine Worte. Meine Worte waren: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Erst Ende der 80er Jahre erfuhr ich von den Klappen. Ich wäre niemals in ein stinkendes öffentliches Pissoir gegangen, um Sex zu haben. Natürlich kannte ich von meinen Freunden die Löwenbrücke im Tiergarten und auch die *Apollo Sauna*. Sie haben mich aber nicht interessiert.

Ich hatte 1989 wieder einen festen Freund, und wir beschlossen Ende Oktober nach Kuba zu fliegen, um noch einmal einen Strandurlaub zu machen. Am 9. November buchten wir einen Ausflug mit einem Segelboot in Varadero. Es waren alles TUI-Reisende aus Deutschland an Bord. Auf einmal fragte uns der Kapitän, der *Deutsche Welle* hörte, wer von uns aus Berlin kommt. Mein Freund und ich schauten uns an und fragten verdutzt: Wieso? Die Mauer ist offen. Das war irgendwie surreal, in der Karibik auf einem Segelboot zu sitzen und das zu realisieren. Als wir nach drei Wochen wieder in Berlin eintrafen, waren überall diese blassen Menschen, die wie Geister umherirrten und uns anschauten, als wären wir alle nicht real – es war schon sehr spooky. Die Busse waren überfüllt und ein West-Berliner rief einmal: »Geht doch alle wieder nach Hause.« Ein Ostdeutscher konterte: »Wir sind doch hier zu Hause.« So lustig, wie sich das anhört, war es nicht. Mein Bruder, der von Spandau bis nach Rudow mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr und manchmal vor Müdigkeit einschlief, wurde von einer Frau geweckt, die zu ihm sagte: »Du kannst jetzt nach Hause in die Türkei fahren, wir sind jetzt da!« Ich persönlich habe solche Erfahrungen nicht gemacht. Wir gingen unter anderem in die Kiezkeipe *Stiller Don* in Prenzlauer Berg. Ich fand, dass die Ostdeutschen in vieler Hinsicht angenehmer waren.

Damals habe ich viele Zeichnungen gemacht, in der Hoffnung doch noch einmal Modedesign zu studieren. Dieser Traum erfüllte sich nicht, aber so ist es mit den Träumen, manche werden wahr und andere nicht. Ich nähte ja alle meine Klamotten selber und später, als ich mit dem orientalischen Tanz begann, auch meine Kostüme. Ende der 80er Jahre fing ich dann auch richtig mit der Malerei an. Ich habe allerdings bis heute meine Zeichnungen aus den 80ern nicht veröffentlicht. Ich beschäftigte mich mit Bildhauerei und Keramik. In Berlin leben viele Künstler und es gibt so viele Möglichkeiten, von ihnen zu lernen. Ich habe immer wieder diese Chance genutzt. Heute ist mein Schwerpunkt die Malerei. Nach jahrelangen Shows habe ich jetzt das Gefühl, dass mir die Malerei mehr gibt. Es ist so, als ob ich Yoga machen würde. Was will man mehr?



Abb. 5: Cihangir Gümüştürkmen: *Dreilinden*, 2019. Öl auf Leinwand, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.



Abb. 6: Cihangir Gümüştürkmen: *Flughafen*, 2019. Öl auf Leinwand, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.

